



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Ideal deutscher Rede (W. Schlegel)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

Dem Eintreten J. J. Engels für Korrektheit und mechanische Politur werden endlich Johannes von Müllers Schweizergeschichte, Vossens niedersächsische Idyllen und Hebels alemannische Gedichte entgegengestellt.

Müller möchte auch Sprachschönheiten durch seinen Gegensatz geselliger und individueller Schönheit deuten. In der Mitte des großen deutschen Sprachgebiets ist die Sprache mild, elegant, gesellig-schön; gegen die Grenzen hin kräftig, rauh, und individuell. Wie Sonne und Planeten gemeinschaftlich rhythmisch sich bewegen, so auch Schönheit und Leben. Weder gesellige noch individuelle Schönheit gelten für sich allein, sondern nur in ihrer Wechselwirkung. Auch der Sturm und Drang ist für Müller einseitig geblieben in seiner Neigung für individuelle Sprachschönheit. Von solcher Warte entwickelt Müller das „Ideal eines deutschen Redners in Wort und Klang“, von dem nur gesagt werden könnte, er sei ein Deutscher, nicht aber daß er in dem und dem bestimmten Winkel Deutschlands geboren sei. Das Land, das diesen Redner aufstellen werde, müsse auch dereinst Hauptstadt der Welt werden.

Unmittelbar vorher hatte Wilhelm Schlegel sich ganz ähnlich über die deutsche Sprache geäußert. Es geschah im ersten Heft der Zeitschrift „Prometheus“, im Januar 1808, während Müllers Vorlesung über den Gegenstand erst im Märzheft des „Phöbus“ steht. Schlegel nahm den Beitrag zum „Prometheus“ später in seine „Umrisse, entworfen auf einer Reise durch die Schweiz“ auf (Sämtliche Werke 8, 161 ff.). Er erwog die Frage im Hinblick auf das Schweizer Deutsch. „War es nicht in der gebildetsten Sprache, die wir kennen, der griechischen, Grundsatz, verschiedene Eigentümlichkeiten nebeneinander als gesetzlich anzuerkennen?“ In diesem Satz sind Schlegels Darlegung und Stellungnahme begründet. Die Verwandtschaft der Ansichten Müllers wird noch greifbarer, wenn die siebente Vorlesung über Beredsamkeit auf diese Gedanken der Vorlesungen über das Schöne zurückkommt und sie noch eifriger versicht.

Der dritte Abschnitt (S. 3, 13—22) setzt die Betrachtung der Sprache fort. Er scheidet lebendige Rede von lebhafter. Zwei Gattungen der Rede habe man angenommen, eine zahme, deutliche, kalte und eine wilde, lebhaftere, warme. Die zweite galt für Poesie. Müller selbst geht vom Gegensatz „ergreifbarer Sachen“ und abstrakter Begriffe aus. Die Verfasser des „Dictionnaire de l'Académie“ und ihre Gesinnungsgenossen, schwerfälliger gebaut und gleichsam dem festen Erdelemente mit Leib und Seele anklebend, verlangten, daß alle Worte

den Charakter der unbedingten Bestimmtheit und Festigkeit an sich tragen sollten. Andre, leichter, ätherischer geformt, wollten allen Worten den beweglichen, durchdringenden, flüssigen Charakter der Luft mitteilen, der doch nur gewissen abstrakten Worten ausschließlich zukommt. Lessing, Novalis, die Brüder Schlegel und Schleiermacher gingen nach Müllers Ansicht im ersten Feuereifer einer gerechten Opposition zu weit. „Vorher erschienen die Worte wie die festen Körper an der Oberfläche der Erde und wurden wie die Steine zu einem Bau, so jene zu einer Rede zusammengefügt; nun erschienen die Worte bloß in beweglichen Umrissen, wie die Wellen eines beunruhigten Meeres, deren jede, da sie kaum entstanden war, wieder in das große Element zurücksauf.“ Wieder fordert Müller Verbindung der Gegensätze.

Den Gegensatz selbst, den er meint, findet Müller wieder in den Begriffsbestimmungen der Poesie. Die Akademiker kennen nur eine einzige Poesie, die Poesie der Verse. Die neuen deutschen Kunststrichter (die Frühromantiker) nennen Poesie den Geist der Welt, das Wesen der Frauen, kennen eine Poesie des Lebens, der Jugend, der Liebe. (Das „Athenäum“ und besonders F. Schlegels „Gespräch über die Poesie“ hat Müller im Auge.) Wieder gilt es Verbindung der Gegensätze. Wie es kein Wort gebe, das bloß Begriffe oder bloß Sachen bezeichnet, wie allenthalben Festes und Flüssiges in der herrlichsten Mischung da sei, so ist auch Bewegung nichts, wenn sie nicht zu dem ursprünglichen Wort zurückkehrt. Gleiches ergibt sich für Poesie.

Gegen die Begriffsbestimmung des Schönen im „Dictionnaire de l'Académie“ („juste proportion des parties du corps, avec un agréable mélange de couleurs“, eine sehr alte Deutung, die schon von Plotin abgelehnt wird) spielt Müller seine Forderung aus, die Idee der Schönheit in Beziehung auf die entgegengesetztesten Formen des Lebens zu bringen. Also Ausgang vom Vers, dann Beziehung der Welterscheinungen (Natur, Liebe, Blumen, Jugend) zur Poesie, endlich Rückkehr des Worts zur ursprünglichen Bedeutung. So ergibt sich die Begriffsbestimmung der Poesie als einer geschlossenen Kunstdarstellung des Lebens durch das Wort. Auf den Ausdruck „Poesie“ legt Müller das Schwergewicht. „Dichtkunst“ wecke die Gefahr, an Erdichten, also an Lügen zu denken. „Ein Gedicht ist eine ganze, geschlossene, gemachte Welt.“ (Müller übersieht, daß „machen“ nicht weniger bedenklich klingt als „dichten“.)

Gedacht wird hier der Gewohnheit des 18. Jahrhunderts, die Begriffe „Er-schaffung“ und „Schöpfer“ auf den Dichter anzuwenden.